

## Unter Sachsen

*Ärztmangel? Fremdenfeindlichkeit? Sterbende Region? Ausgerechnet in Hoyerswerda arbeiten Syrer, Sudanesen und Tschechen als Ärzte im Krankenhaus. Wie kommt das an, in einer Stadt mit Vergangenheit?*

Von Fiona Ehlers, DER SPIEGEL, 05.01.2015

Morgens um elf Uhr, wenn sich die Nebel lichten und Krähen über den Plattenbauten kreisen, geht es um Leben und Tod in Hoyerswerda, wieder einmal. Chefarzt Robert Donoval, 36, aus Prag steht am Bett einer Patientin, ambulante OP, Verdacht auf Darmkrebs. Donoval muss eine Endoskopie vornehmen, die Spritze liegt bereit, er sagt mit einem Singsang, der nach Karel Gott klingt und gut ankommt bei älteren Damen: "Sie schlafen jetzt schön, und ich werde für Sie arbeiten."

Auf der Gynäkologie, einen Stock über dem Mann aus Prag, streicht ein Doktor aus dem Libanon mit der Sonde über den Bauch einer Frau mit Frühwehen. Auf dem Ultraschallmonitor sucht er nach Hoden, findet keine, da, plötzlich, sieht er sie: winzige Schamlippen. "Ich sehe ein Mädchen", sagt er und lächelt unter dichten Wimpern, die Mutter weint jetzt vor Glück.

Nebenan, auf der Kinderstation, hört der dunkelhäutige Oberarzt Tarik Galil, 36, der aus dem Sudan kommt, mit Günter, dem sprechenden Stethoskop, einen nackten Kinderbauch ab. Günter kitzelt, der Arzt spricht mit Mickymaus-Stimme, das Kind hält sich die Hand vor den Mund und kichert.

Dem Leben auf die Welt helfen, den Tod hinauszögern: Alltag im Krankenhaus von Hoyerswerda. Ein weißer Kasten am östlichen Ortsausgang, sanierte Platte, sechsstöckig, umgeben von Wohnkomplexen, Netto-Märkten, dem Sportverein Kraft & Figur e. V. Mit einer Drehtür am Eingang, die Menschen ins Innere spuckt, Gesunde mit

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Blumen und Pralinen, Gebrechliche im Morgenmantel, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge, die Wunde getackert; viele im Rollstuhl.

Nach der Wende wurde hier alles weniger: der Abbau der Braunkohle, die Anzahl der Menschen - die Hälfte zog weg, die Stadt vergreist. Im Demenz-Report von 2011 hält Hoyerswerda unter allen deutschen Städten die Spitzenposition.

Fast 70 000 Menschen lebten in der "zweiten sozialistischen Wohnstadt der DDR", die wie Eisenhüttenstadt am Reißbrett entworfen worden war; nun werden die meisten Plattenbauten abgerissen, Rückbau nennt sich das. Mittlerweile hat die Stadt weniger als 35 000 Menschen, es wuchern Brachflächen, auf denen Pusteblumen blühen. Die Krater in der Mondlandschaft, die der Tagebau hinterließ, werden mit Wasser geflutet, dort soll eine der größten Seenplatten Europas entstehen.

Wölfe werden gesichtet, zwölf Rudel leben wieder in der Lausitz. Die Natur, so scheint es, erobert sich den ehemaligen "Energiebezirk" im Urstromtal zurück. Schon heute reisen Städtebauer und Soziologen an, um zu studieren, was Landflucht und demografischer Wandel anrichten; und was zu lernen ist am Beispiel dieser sterbenden Stadt.

Geblichen ist das Krankenhaus, Schwerpunktversorger der Region, ein mittleres Haus mit 440 Betten, 131 Ärzten, rund 20 000 stationären Patienten und 40 000 ambulanten im Jahr, der größte Arbeitgeber am Ort. Damit nicht auch der untergeht, wagte man ein Experiment: Ausländische Ärzte übernahmen die vakanten Stellen. Heute ist bereits jeder dritte Arzt kein Deutscher mehr. Zurzeit arbeiten hier knapp 50 Ärzte aus 16 Nationen, die Eingebürgerten nicht mitgezählt.

Die Region wird weiter dahinsiechen, der Wandel ist nicht umkehrbar, aber die Heilkundigen aus Osteuropa, die muslimischen Doktoren, die schwarzen Halbgötter in Weiß helfen dabei, diesen Wandel in Würde zu überstehen und Rezepte zu finden gegen Ärztemangel und Pflegenotstand. Gegen Fremdenfeindlichkeit natürlich auch - wenn dieses Experiment denn gelingt.

Menschen ziehen fort, Wölfe ziehen her, Ausländer auch - wie hält das eine Stadt aus, eine Stadt mit Vergangenheit? Die den meisten in der Republik nur dadurch bekannt ist, dass ein Mob dort kurz nach der Wende Ausländer vertrieb?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dass die Fremdenfeindlichkeit auch lange nach der Wende fest in den Köpfen vieler Menschen sitzt, zeigt eine ganz gewöhnliche Ambulanzsprechstunde von Kinderarzt Galil. "Die Ablehnung ist latent, aber sie ist da", sagt Galil, seine europäischen Kollegen haben diese Probleme nicht, "es liegt an meiner Hautfarbe". Wie zum Beweis ruft er die kleinen Patienten herein; nicht sie sind das Problem, es sind ihre Eltern.

Fabian, 5, ein Kind mit grünen Gummistiefeln, Rotznase und schlimmem Husten, kommt mit seiner Mutti, lilafarbene Strähnen im blondierten Haar, stark übergewichtig. Sie sieht den Arzt und prustet los. Galil ähnelt dem jungen Michael Jackson, als dessen Haut noch dunkel war, der weiße Kittel steht ihm gut, seine dichten Locken trägt er als Afro. Die Mutti ruft: "Nu gugge ma, Fabian, dem Mann ist der Föhn in der Fresse explodiert."

Der Vater des kleinen Max, nächster Patient, Bauchkrämpfe, zu viele Erdnussflips, sagt, sein ironischer Ton ist fast aggressiv: "Na, da mussten Sie aber 'ne Menge bei uns lernen: die Sprache, das Benehmen, jetzt noch Krankenpfleger - alle Achtung!"

Oberarzt Tarik Galil kennt diese Reaktionen, manchmal fühlt er sich wie ein Entwicklungshelfer. Er hatte überlegt, mit "Ärzte ohne Grenzen" nach Afrika zu gehen; jetzt ist er am Klinikum in Sachsen gelandet, durchaus vergleichbar, findet er.

Als er das erste Mal von Hoyerswerda hörte, war er zwölf und neu in Deutschland. Hoyerswerda kam im Fernsehen, Galil musste seiner Mutter versprechen, sich niemals an diesem Ort blicken zu lassen.

Vor dem Bürgerkrieg im Sudan war er mit Eltern und vier Geschwistern geflohen, sie lebten als Asylbewerber nahe der niederländischen Grenze. Klar, er hörte Sprüche wie "Husch, husch, husch, alle Neger in den Busch", aber er wuchs unter liberalen Menschen auf. Zu Hause sprach die Familie nur Deutsch, abends am Esstisch schlug sein Vater ein Wort im Wörterbuch nach, das sie zu lernen hatten. Unter den Fünfen sind ein Juraprofessor, mehrere Ärzte, Tarik wurde Oberarzt in einer Klinik in Nordrhein-Westfalen, längst sind die Geschwister deutsche Staatsbürger.

In Hoyerswerda landete der Kinderarzt trotz der Warnung seiner Mutter. Weil er heute selbst Vater von zwei kleinen Kindern ist und ein Haus abzuzahlen hat, kam er als Honorararzt und Urlaubsvertretung für sechs Wochen. Am Tag seiner Ankunft

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

fragte er am Bahnhof nach dem Weg zum Klinikum. Die Menschen, sagt er, hätten sich weggedreht. Sein Hotel, in dem er immer noch wohnt, verlässt er abends nur noch selten, er sagt: "Die 30- bis 60-Jährigen sind in Ordnung. Die darunter sind Skinheads, die darüber Altnazis. Traurig, aber so sehe ich das." Der Rassismus der Deutschen sei auch der Grund dafür gewesen, warum er sich auf Pädiatrie spezialisiert habe, "bei Kindern kannst du noch was bewegen, da arbeitest du für das Leben, nicht gegen den Tod".

Das, was Galils Mutter damals fürchtete und Hoyerswerda bis heute traumatisiert, geschah an fünf Herbsttagen vor 23 Jahren. Am 17. September 1991 prügelten sich ein paar junge Deutsche mit Vietnamesen. Die verbarrikierten sich im Heim für DDR-Vertragsarbeiter aus Vietnam und Mosambik im VEB Gaskombinat Schwarze Pumpe und wurden mit Steinen und Molotowcocktails beworfen, es gab 32 Verletzte. Als die tagelangen Krawalle außer Kontrolle gerieten, als 500 Deutsche vor den Heimen standen und Hetzparolen riefen, karrten die Autoritäten 230 Ausländer in Bussen aus der Stadt. An den Straßen schrie der Mob "Bimbo", "Kanake", "Haut bloß ab!" und klatschte Beifall, bis die Busse nicht mehr zu sehen waren. Bis Hoyerswerda "ausländerfrei" war.

Fragt man heute Deutsche in Ost und West, was damals genau passiert ist, dann verwischen die Fakten. Klar ist, Hoyerswerda war "ungefähr das Schlimmste" seit der "Reichskristallnacht", wie damals ein Politiker sagte. Jedoch brannte hier kein Asylbewerberheim, vor allem brannten keine Menschen, das kam erst später, vor allem im Westen.

Hoyerswerda war der Auftakt einer Serie ausländerfeindlicher Anschläge, es war, als hätte sich ein Ventil geöffnet, danach war alles möglich, selbst Brandstiftung und Mord. Ein Jahr später setzten Anwohner ein Wohnheim für Gastarbeiter in Rostock-Lichtenhagen in Brand. Im November 1992 standen zwei Häuser der Familie Arslan aus der Türkei, in Mölln, Schleswig-Holstein, in Flammen, die Großmutter und zwei Enkelinnen starben. Und schließlich, im Mai 1993, drei Tage nach einer Verschärfung des Asylrechts, zündeten vier junge Männer das Haus von türkischen Gastarbeitern in Solingen an: Fünf Menschen, darunter drei Kinder, verbrannten oder starben beim Sprung aus dem Fenster.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dunkeldeutschland, so schien es, war auferstanden, groß war das Entsetzen weltweit. Unmittelbar nach den Anschlägen schrieb der damalige -Reporter Matthias Matussek über Hoyerswerda. Auch seine Beobachtungen prägten das kollektive Gedächtnis: Der Ort wurde zum Synonym für braunen Mief, die Stadt sei der "steingewordene Reißbrett-Traum realsozialistischer Kaninchenzüchter", ein Ort, an dem "der hässliche Deutsche sein Coming-out" habe: "Willkommen in einem böartigen, hässlichen, dumpfen Alltag, der böartige, hässliche, dumpfe Menschen stanzt."

Schlimmer kann ein Image nicht sein, wer damit leben muss, kann einpacken - oder er erfindet sich neu. Das wusste Andreas Grahlemann, langjähriger Geschäftsführer der Klinik von Hoyerswerda. Der gelernte Bauingenieur, 61, zupackende Art, fliegenderfarbene Krawatte, sitzt im Hotel Achat, dort, wo sich Kinderarzt Galil abends vor den Nazis versteckt.

Grahlemann übernahm die Klinik 2006, acht Jahre lang hat er sie geleitet, bis zum vergangenen Sommer. Er begann zu einer Zeit, als das Haus kaum noch Gehälter ausbezahlen konnte, als ganze Fachkliniken verwaist waren, Ärzte abwanderten und neue nicht kommen wollten. Seine Vorgänger hatten die Buschzulage für ihre Dienste im Osten kassiert, aber wenig bewirkt.

Es war Grahlemanns Idee, ausländische Ärzte hierherzulocken. Ohne Tschechen, Slowaken, Polen und Ärzte aus Nahost, das betont er oft, könnte das Haus heute dichtmachen.

Die Sache mit dem Namen war der Anfang. Krankenhaus Hoyerswerda, "wie klingt denn dat?", der Brandenburger verzieht das Gesicht. "War mal 'n großet Aufmarschgebiet, klar, aber wat is denn dit Weiche hier, dit Schöne?", fragte er. "Na, unsere Seen", sagte die Belegschaft. Grahlemann entschied: "Lausitzer Seenland Klinikum. Akademisches Lehrkrankenhaus der Technischen Universität Dresden". So heißt das jetzt. Der Name Hoyerswerda steht nur noch im Kleingedruckten, in der Adresszeile, dazu ließ der Chef ein schickes Logo entwerfen in Blau (Wasser), Grün (Wälder) und Hellblau (Himmel).

Die Anwerbung der Ärzteschaft war diffiziler. "Wat will denn so 'n Doktor?", fragte Grahlemann. "Der will arbeiten und noch mal arbeiten. Schnell ans Messer, operieren, Karriere machen, schöne Natur und am Wochenende nach Haus - all das kön-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

nen wir ihm bieten." Grahlemann arbeitete mit einem Dutzend Headhuntern und fuhr auf Werbetour, saß an kleinen Ständen auf Ärztemessen in Prag, Bratislava, Budapest, jedes Jahr erneut.

Den meisten Fremden sagte Hoyerswerda nichts, viele bissen an. Deutsche nicht. Auf eine Stellenanzeige bekam Grahlemann einmal 15 Bewerbungen. Als klar war, um welche Stadt es sich handelte, zogen 13 ihre Bewerbung sofort zurück. "Deutsche Ärzte", sagt Grahlemann, "haben ein Problem mit Hoyerswerda, klar. Aber dazu kommt: Welcher deutsche Medizinstudent arbeitet später noch am Patienten? Der scheut Bereitschaft und Überstunden, will Teilzeit und Freizeit. Entweder wird er Kabarettist im Fernsehen. Oder er lässt sich gleich abwerben von Pharmaindustrie und Forschung."

Mit seiner Rekrutierungstour reagierte Grahlemann auf eine Wanderungsbewegung, die seit Jahren das Gesundheitswesen prägt: In ländlichen Gebieten sind Kliniken und Praxen längst auf die Dienste fremder Kräfte angewiesen. Rund 35 000 ausländische Ärzte arbeiten mittlerweile in Deutschland, mehrere Tausend Stellen sind vakant. Die Klinik Bavaria im sächsischen Kreischa etwa beschäftigt fast nur noch Pfleger aus Spanien, einem Land, in dem jeder Zweite unter 25 arbeitslos ist. Während also immer mehr Personal aus Ost- und Südeuropa in Deutschland heilt, ziehen deutsche Ärzte nach Skandinavien, England, in die Schweiz, denn dort sind die Gehälter bedeutend höher.

Das Seenland Klinikum hat sich inzwischen bestens auf seine Einwanderer eingestellt: Es gibt einen "Welcome Day", interne Deutschkurse, das Haus zahlt Hotelzimmer während der Wohnungssuche, hilft bei Behördengängen, im Sommer wird gegrillt, jeder Arzt bringt eine Spezialität aus seiner Heimat mit. Nur einen Chinesen haben sie wieder nach Hause geschickt, sein Deutsch verstand kein Patient. Und einen Italiener, der wollte Chirurg sein und war ihnen "zu larifari". Der Rest blieb.

Im Hotel Achat sitzt Grahlemann und denkt darüber nach, ob es richtig ist, dass Deutschland seine Strukturprobleme von Kräften aus Billiglohnländern oder kriegsgeschüttelten Regionen ausbügeln lässt, er schwärmt trotzdem: "Bei uns können die alles werden, sogar Chefarzt."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mit 36 Jahren ist Robert Donoval der jüngste Chef am Klinikum und der erste, der aus dem Ausland kommt. Geplant waren zwei Jahre, das Heimweh nach Prag und der Wohnung am Wenzelsplatz plagte ihn. Aber nun ist er im siebten Jahr hier und seit wenigen Wochen Chefarzt, nun will er bleiben. Donoval ist Internist, verantwortlich für 40 Betten und oft schwer kranke Patienten; ein dünner, drahtiger Mann mit stoppelkurzem Haar, Schnellsprecher, rastlos. Alle paar Minuten klingelt das Telefon in der Brusttasche seines Kittels, das hier alle Ärzte bei sich haben, vierstellige Durchwahl, allzeit bereit.

In Prag, sagt Donoval, wäre ihm ein so rasanter Aufstieg nicht gelungen, "zu viel Klüngerlei, alle guten Posten vergeben". Der Druck, der hier auf seinen Schultern lastet, ist groß. Er sagt, er müsse "doppelt so motiviert" sein wie seine deutschen Kollegen, sonst würde er das Pensum nicht schaffen. "Da haben wir den Richtigen zum Chef gemacht", lobt flüsternd eine Schwester, "was der sagt, hat Hand und Fuß." Der Preis: Im Chefizimmer stapeln sich Akten und Sparpläne, Donoval kommt kaum noch nach Hause, seine Frau, eine Slowakin, ist ihm als Diätologin nach Hoyerswerda gefolgt, sie haben zwei Kinder, die hier geboren sind.

Fühlt er sich benachteiligt als Ausländer, hatte er je Probleme mit Rechtsradikalen? Donoval lacht. Er sagt, er sei ein glühender Deutschland-Verehrer und schwärmt von "dieser Ordnung, diesem Fleiß" und von Richard Wagner. Seine Lieblingsoper ist "Rienzi", die CD steckt in seinem Autoradio. Zu Hause im Regal steht Thilo Sarrazins Buch "Deutschland schafft sich ab" über Migranten, Geburtenrückgang und wachsendes Prekariat, er schätzt es sehr.

Doktor Donoval bemüht sich, den besseren Deutschen zu geben, er ist das typische Beispiel eines Einwanderers, der hart um seinen Erfolg gekämpft hat und daher kein Erbarmen kennt mit Faulenzern, egal welcher Nation. Er würde jetzt gern ein paar Beispiele nennen, ärgert sich darüber, wie Angela Merkel "von den Griechen als Nazi beschimpft wird, nur weil sie weiß, wie man spart, eine Frechheit", dann klingelt sein Telefon, er eilt zurück auf die Station.

Nicht weit vom Klinikum, in der Altstadt jenseits des Flusses Schwarze Elster, sitzt Doktor Lauand Ali, 43, ein Syrer aus der schwer umkämpften Stadt Kobane, an einem Plastikstisch in einem Wohnheim bei Mokka und Gebäck, umgeben von einer

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

syrischen Familie, die seinen Rat sucht. Ali begutachtet die Medikamente gegen Depression und Bluthochdruck, die ihnen vom Hausarzt verschrieben wurden.

Doktor Ali ist Anästhesist auf der Intensivstation, ein ernster Mann mit melancholischen Augen, normalerweise steht er am Kopfende des Bettes, ist so etwas wie die Schaltzentrale, der wichtigste Mann im OP-Saal. Normalerweise sorgt er für den Zustand der Empfindungslosigkeit, hier nicht, hier empfindet er Mitleid, aber auch Wut. Hier ist Ali in erster Linie Syrer, der vermittelt, übersetzt, der die Menschen beruhigt, nicht mit Barbituraten und Opiaten, die er in ihre Venen träufeln lässt - sondern mit Worten. Ali besucht sie einmal in der Woche, seine Landsleute, die wie er flüchten mussten vor den Bomben, leicht fällt ihm das nicht.

Ali sitzt im neuen Asylbewerberheim von Hoyerswerda - im ersten Heim, das seit den Ausschreitungen 1991 hier eröffnet wurde. Da in Deutschland die Anzahl der Asylbewerber in den vergangenen drei Jahren wieder stark gestiegen ist, musste auch der Freistaat Sachsen für Quartiere sorgen. Also bekam die Stadt 130 Menschen zugeteilt, im Februar vergangenen Jahres zogen sie ein, in eine umgebaute Behindertenschule mit blauen Linoleumböden und gelb gestrichenen Wänden, weit weg von den Krawallen in den Arbeiterheimen von damals. Es sind afrikanische Boatpeople aus Lampedusa, Syrer, Iraner, eine von ihrem Ehemann verfolgte Irakerin mit Drillings.

Auch dies ist ein Experiment. Wird es gut gehen? Wird sich der "hässliche Deutsche" zurückhalten, gibt es ihn überhaupt? "Ausgerechnet Hoyerswerda", schreiben die Zeitungen, "Stadt auf Bewährung". Nichts darf schiefgehen, alle schauen zu.

Anders als sein Prager Kollege ist Doktor Ali kein Sarrazin-Fan. Er findet, seine ärztliche Verantwortung beginne nicht erst, wenn jemand krank sei, sondern schon vorher. Der Syrer ist der einzige Arzt, der hier aushilft. Er will den Flüchtlingen beistehen, so wie ihm anfangs beigestanden wurde. Seine Frau half auch, aber dann wurde sie von ein paar jungen Muslimen aus Nordafrika angemacht, seitdem mag sie nicht mehr mitkommen.

Familie Ali kam vor anderthalb Jahren. Was ihnen lieb war, mussten sie in der Heimat lassen: Verwandte, Freunde, ihre dreistöckige Villa, die Apotheke der Frau. Sie kamen mit vier Koffern und zwei schwarzhaarigen Mädchen, sieben und neun Jahre



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

alt, jetzt leben sie in einer spießigen Platte, kein Nachbar ist unter siebzig, im Flur hängen Verbotsschilder und ein Putzplan.

Der Preis für ihr deutsches Leben ist hoch: Bürokratie, Beglaubigungen, Behördengänge bis heute. Doktor Ali hat es geschafft, weil sein Chefarzt ihn unterstützte, Alis Frau steht es noch bevor: Deutschkurse, Approbation, Praktika machen, obwohl sie ihre eigene Apotheke leitete. Ansonsten leben sie fast wie alle anderen hier: Der Krieg ist weit weg, im Sommer grillen sie, sie gehen aufs Stadtfest, haben deutsche Freunde. Sprechen sogar Sächsisch, zumindest die Töchter. Neulich fragte Peri, die Jüngste, ihre Lehrerin, wann denn endlich die Kinder aus dem Heim in ihre Klasse kämen, die ausländischen.

Am Tisch im Asylheim beklagt sich eine Familie aus Homs: über diese Deutschen, die so böse guckten, wenn man sie grüße. Darüber, dass einer aus dem Heim auf dem Marktplatz verprügelt worden sei, ihr Sohn nässe seitdem nachts wieder ins Bett. Doktor Ali versteht ihre Ängste, aber er sagt auch: "Beklagt euch nicht, seid dankbar, dies ist eure Chance. In unserem Land herrscht Krieg. Was erwartet ihr von diesen Menschen - doch nicht etwa die große Liebe?" Dann eilt er ins Klinikum, zurück zu den Kranken.

Sie ähneln sich nicht, diese beiden Gruppen von Ausländern, die hier zufällig aufeinanderstoßen. Die einen, die Flüchtlinge, wirken machtlos in der Fremde, ungewollt, gestrandet im äußersten Osten Deutschlands. Die anderen, die Ärzte, sind die Retter vor Ort. Sie passen sich an, leben vor, was bald in anderen Randgebieten Europas passieren könnte: Die Alten sterben, Fremde übernehmen die Arbeit, machen sogar aus einem toten Winkel wie Hoyerswerda eine multikulturelle Stadt inmitten der Festung Europa.

Das geht einigermaßen gut, weil es in Hoyerswerda nicht nur Pöbler gibt, sondern auch Menschen wie Grit Maroske, 44. Eine echte Hoyerswerdsche, hier geboren, hier verwurzelt. Wenn sie sich nicht um ihre fünf Kinder und ihren Enkel kümmert, sitzt sie im Büro des Bürgerbündnisses "Hoyerswerda hilft mit Herz".

Mit Unterstützung des Pfarrers kann sie aus dem Stand 50 Leute zusammenschleppen, die sich vor das Heim stellen und mit Trillerpfeifen gegen die Neonazis protestieren, wenn es nötig ist. Maroske stand 1991 daneben, als ihr damaliger Mann

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

die Ausländer aus der Stadt brüllte. Sie sagt, sie habe etwas wiedergutzumachen: "Im Sinne von besser vorbeugen, aufklären, reden."

Grit Maroske führt durch den "Wohnkomplex I", in dem sie aufwuchs, gleich hinter dem Klinikum, als Kind schnitt man ihr dort den Blinddarm raus. Sie läuft und erklärt atemlos, wie sie damals lebten. Sie zeigt die verwaisten Spielplätze, auf denen sie mit Hunderten Kindern tobte, die Quartierskneipe "Glückauf!", heute verrammelt, wo ihr Vater Bier trank und wo nebenan die "Fidschis", wie man sagte, ihre Arbeitsklamotten aus der Schwarzen Pumpe wuschen. Nach Schließung des Tagebaus wurden alle arbeitslos, mit der Wende kamen die Asylsuchenden, aus Neid wuchs Hass: "Die nehmen unsere Arbeit, unsere Frauen, die kriegen mehr vom Staat als wir." So redeten die Leute. Heute, sagt Maroske, werde immer noch so argumentiert. Aber man traue sich nicht mehr, nicht mal seit den Pegida-Protesten in Dresden, die Ausländer anzugreifen, sagt Maroske. Es klingt wie ein Versprechen.

An die Ausschreitungen von damals wird ein Denkmal erinnern, an diesem Herbsttag soll die Einweihung sein. Am Verkehrskreisel zwischen Einkaufscenter und Platte hat sich die Gedenkgemeinde versammelt, der Ausländerbeauftragte, Fernsehteams, der neue Krankenhausdirektor; keiner der Ärzte, die haben anderes zu tun. Auf einem Torbogen aus schwarzem Basalt steht "Herbst 1991. Hoyerswerda vergisst nicht".

In dem Moment, als der Bürgermeister von "Willkommenskultur" und "weltoffener Stadt" spricht, postieren sich fünf Neonazis exakt in der Blickrichtung der Kameras. Einer hat sich "Hoyerswerda" auf den rechten Unterarm stechen lassen. Sie wollen, dass man sie sieht, grölen ein bisschen, wollen stören, stören. Kehrt man ihnen den Rücken und blickt durch den Basaltbogen in die andere Richtung, dann sieht man in der Ferne, wie eine Spiegelung, von der man nicht weiß, ob sie trügt, das Klinikum, wie es leuchtet im Abendlicht.